

Insel

Rainer Maria  
Rilke  
Rudolf  
Kassner  
Freunde im  
Gespräch

Briefe und Dokumente





Rainer Maria Rilke  
und Rudolf Kassner  
Freunde im Gespräch

Briefe und Dokumente

Herausgegeben von  
Klaus E. Bohnenkamp

INSEL



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024  
© 1997, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von hißmann, heilmann, hamburg  
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-24433-2

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

*Ernst Zinn (1910-1990)*  
*zum Gedenken*



Die Freundschaft zwischen Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner<sup>1</sup> wurde einer breiteren Öffentlichkeit erst 1922 bekannt, als Rilke die Achte Duineser Elegie Kassner zueignete; eine Würdigung, die dieser zwei Jahre später mit der Widmung seines Buchs »Die Verwandlung« an Rilke beantwortete.<sup>2</sup> Nach Rilkes Tod fiel dann aus den im Lauf der Jahre herausgegebenen Sammlungen seiner Briefe,<sup>3</sup> aber auch aus Erinnerungen und Äußerungen Dritter<sup>4</sup> zunehmend Licht auf dieses Verhältnis, dessen Bedeutung immer eindrucksvoller hervortrat. Vor allem Kassner selbst entwickelte als aufmerksamer Zeuge und scharfsichtiger Physiognomiker in seinen Arbeiten über Rilke<sup>5</sup> aus oft kleinsten Beobachtungen und Erinnerungssplittern gleichsam Fragmente einer kritischen Biographie, die mit spielerischer Leichtigkeit und Spontaneität manche oft mühsamen Erträge späterer Forschung im Ansatz vorwegnahmen.

In dieses Geflecht fügt sich die hier zum erstenmal in ihrem erhaltenen Bestand vorgelegte Korrespondenz zwischen Kassner und Rilke als authentisches Dokument ein. Die Briefe und Widmungen sprechen, über jede literaturwissenschaftliche, philologische oder gar ideologische Spekulation hinweg, aus der Realität gelebten Lebens und bewahren damit, ganz im Sinne Goethes, »das Unmittelbare des Daseins«<sup>6</sup> auf. Spontan und unverstellt zu Papier gebracht, enthalten sie keine überraschenden Enthüllungen oder spektakulären Selbstoffenbarungen, verströmen aber, aus dem Geist einer nahezu antiken Humanität, Charme und menschliche Wärme sowie eine, um Kassners Wort über Rilkes »Briefe an seinen Verleger« zu gebrauchen, »unbegrenzte Liebenswürdigkeit, die aus der wundervollsten Vermählung von Dichtertum und Menschentum entstanden ist«.<sup>7</sup>

Die Korrespondenz ist lückenhaft überliefert. Sie wurde ohnedies nur sporadisch geführt. Sätze wie »Er schreibt fast nie« oder »Wir beide schreiben nicht« finden sich wiederholt in Briefen an gemeinsame Bekannte.<sup>8</sup> Damit aber ist die Basis dieser Verbindung berührt: Beide, sonst gewissenhafte, ja blickt man auf Rilke, leidenschaftliche Epistolographen, waren füreinander keine dauernden, notwendigen Schreibpartner. »Wir haben eigentlich keine Correspondenz zusammen gehabt«, bemerkt Kassner 1949,<sup>9</sup> während Rilke bereits 1914 von ihrem »seltenen Sehen

und noch seltenern Briefen« feststellend und bedauernd zugleich gesprochen hatte.<sup>10</sup> Ihre Freundschaft lebte aus der persönlichen Begegnung, aus der »guten Conversation«<sup>11</sup>: »Mit dem kann ich reden«,<sup>12</sup> ist Kassners früh schon formulierter Eindruck von Rilke. Und diese im Mündlichen wurzelnde geistige Auseinandersetzung bedurfte offenbar nicht der schriftlichen Fixierung und nacharbeitenden Vertiefung in Form bekennender oder erörternder Mitteilungen. »Unsere Beziehung«, so Kassner aus der Rückschau, »war gar nicht auf Brief-Austausch angelegt u. würde nichts daraus für sich gewonnen haben«.<sup>13</sup>

Die Briefe sind also in zweifacher Hinsicht nur Bruchstücke eines großen »Gesprächs«, dessen anderer – und vielleicht wichtigerer – Teil verloren ist: die lebendige und unmittelbare Aussprache zwischen den Freunden. Und doch spiegeln sie als »schöner Überfluß unseres Lebens«<sup>14</sup> in ihren je eigenen Ausdrucksformen die Wesensart der beiden Schreiber unverwechselbar wider. Allein schon die liebevoll ironischen Anreden Kassners an den »kleinen Malte« und das »Rilkemännlein« sind kostbare Belege aus der Wirklichkeit.<sup>15</sup>

Um aber Gehalt und Bedeutung dieser »stillen und weiten Konstellation«<sup>16</sup> auch nur annähernd abmessen zu können, gilt es, die Leerstellen in der Korrespondenz ebenso wie die Lücken, die durch äußeren Verlust eingetreten sind, kommentierend zu ergänzen. Dabei liefern die herangezogenen biographischen und werkgeschichtlichen Zeugnisse nicht nur Bausteine zu einer doppelten Lebensbeschreibung der gemeinsamen Jahre 1908 bis 1926; sie bieten auch das verbürgte Material, aus dem sich das Bild dieser Freundschaft unverfälscht zusammenfügt, die für Rilke in einem bestimmten Abschnitt seines Lebens zum prägenden Ereignis wurde: Rudolf Kassner übte als Mensch und Autor auf ihn einen so starken, geheimnisvollen Zauber aus wie wohl kein anderer Mann; obgleich nur zwei Jahre älter, war er, als der durch Sicherheit Bestärkende, als der im Sachlichen Helfende und Ratende oder durch seine Arbeiten Fordernde und Prüfende der wichtigste unter Rilkes Männerfreunden; der einzige jedenfalls, mit dem er »etwas anzufangen« wußte.<sup>17</sup>

Zwar hatten schon die geistvollen kunstphilosophischen Erörterungen in Kassners Frühwerk »Die Mystik, die Künstler und das

Leben« von 1900 Rilkes Aufmerksamkeit erregt. Doch erst die Begegnung und der persönliche Umgang mit Kassner eröffneten ihm den unmittelbaren Weg zu dessen Werk: er nahm die geistesgeschichtlichen, die anthropologischen Analysen im »Dilettantismus« (1910) und den »Elementen der menschlichen Größe« (1911) sowie die neue physiognomische Betrachtungsweise in »Zahl und Gesicht« (1919), den »Grundlagen der Physiognomik« (1921) oder der »Verwandlung« (1925) »spürend« auf;<sup>18</sup> er bezog sie hochsubjektiv auf sich selbst und begriff sie – ebenso wie ihren Verfasser – als Trost und Aufrichtung, aber auch als Anspruch und Mahnung zu eigenem Tun und Besinnen, dabei Mensch und Werk zu einer unauflöselichen Einheit verschmelzend. »Ist dieser Mensch, sag ich mir, nicht vielleicht der Wichtigste von uns allen Schreibenden und Aussprechenden«, fragt er die Fürstin Taxis am 2. Juni 1911.<sup>19</sup>

Diese Übereinstimmung freilich fand dort ihre Grenze, wo es um Rilkes »Weltanschauung« ging, um seine Ideen von der Liebe, vom Engel, vom eigenen Tod<sup>20</sup> als der reifen Frucht des Lebens, um seine – wenn auch zögernde – Hinwendung zur Psychoanalyse, zuvörderst aber um seine »rabiante Antichristlichkeit«.<sup>21</sup> Sie steht – trotz Rilkes tief-bewahrter Katholizität – in krassem Widerspruch zu Kassners Auffassung vom Christentum und von der Gestalt Christi. Hier liegt ein Trennendes, ein, wie Kassner es ausdrückt, »Quälendes, das mich nicht in Ruhe läßt, gegen das ich gewiß oft ungerecht bin, auch weil es mich quält«.<sup>22</sup> Im Zuge der Entwicklung seiner Christologie, seiner fernab der katholischen Dogmatik entfalteten Lehre vom »Gottmenschen«, die zum Fundament seines späten Weltbilds wird, verhärten sich solche Empfindungen, und der Ton seiner kritischen Äußerungen gegen die als Sackgasse, als »fallacy« begriffenen Rilkeschen Gedanken<sup>23</sup> wird mit zunehmendem Alter schärfer und kompromißloser.<sup>24</sup>

Das jedoch hat die grundsätzliche Haltung dem Freund gegenüber nie zu erschüttern oder auch nur zu berühren vermocht. Die Hochschätzung des Menschen und des Dichters blieb stets ungeteilt, ja, sie sollte sich nach Rilkes Tod noch verstärken. 1928 urteilt er: »Nach vielen Jahren wieder lese ich die Duineser Elegien. Mit größter Bewunderung u. innigster Antheilnahme. [...] Kei-

ner von uns hat ein größeres Werk geschaffen als er in diesem.«<sup>25</sup> Und nachdem er am 1. Mai 1934 Anton Kippenberg gegenüber von Rilke als dem »Unvergeßlichen, Nicht-zu-Vergessenden und darum in der Erinnerung Steigenden und Wachsenden« gesprochen hatte, heißt es 1935: »Heute, da ich sein ganzes Werk noch einmal, nachdem ich damit alt geworden bin, mit Aufmerksamkeit und Eifer durchgegangen bin, erscheint er mir bedeutender, wichtiger und erfüllter denn je, so daß ich aus seiner Zeit niemanden über ihn und nur wenige ihm an die Seite zu stellen wüßte.«<sup>26</sup>

Es ist daher wohl schwerlich richtig, dieses Verhältnis einerseits zur »Wahlverwandtschaft« zu stilisieren und Kassners Einfluß auf Rilkes Werk in zweifelhafte Abhängigkeiten zu steigern.<sup>27</sup> Andererseits aber ist es gewiß auch verfehlt, allein das Antinomische als mühsam tragendes Element dieser Beziehung zu beschwören, vermeintliche Polemiken witternd aufzudecken, Kassners freundschaftliche Gesinnung überhaupt in Zweifel zu ziehen oder ihn gar als Rilkes »übelwollendsten Freund« zu brandmarken.<sup>28</sup> Die tiefe Erschütterung über Rilkes Tod, in den Briefen jener Tage rührend und beklemmend zugleich zum Ausdruck gebracht, kann jeden Unvoreingenommenen eines Besseren belehren!<sup>29</sup>

Aus nicht immer leicht begreiflichen Motiven wird hier verkannt, daß bei Partnern von so eigenständiger geistiger und menschlicher Prägung sich gerade aus wechselseitigen Spannungen, ja aus inneren und äußeren Gegensätzen, die in biographischen, sozialen und psychologischen Unterschieden ihre Wurzel haben, eine ungewöhnliche Konfiguration entwickeln konnte, die Offenheit und Akzeptanz, aber auch Töne leiser Ironie miteinschließt, nie jedoch den verletzenden Meinungsstreit zuläßt, selbst da nicht, wo die Grenzen des wechselseitigen Verständnisses offenkundig sind. Peter Szondi hat das Richtige gesehen, als er schrieb, beide Männer habe »eine im Persönlichen ungetrübte, im Geistigen jedoch nicht unproblematische Freundschaft« verbunden, »deren innere Spannungen« freilich »keineswegs im Menschlichen zerstörend, vielmehr im Gedanklichen anregend und fruchtbar« gewesen seien.<sup>30</sup>

Gegensätzlich war schon die Herkunft.<sup>31</sup> Zwar sind sie, fast gleichen Alters – Kassner wurde am 11. September 1873, Rilke

am 4. Dezember 1875 geboren –, Söhne des alten katholischen Österreich, ja, sie entstammen jenem Raum der Donaumonarchie, welcher vor den Habsburgern unter der Herrschaft der Wenzelskrone stand: Rilke der böhmischen Hauptstadt Prag, Kassner dem mährischen Dorf Groß-Pawlowitz; und beide sind Angehörige einer ethnischen Minderheit, die von anderssprachiger und andersstämmiger Mehrheit umgeben sind. Aber selbst diese Gemeinsamkeiten offenbaren dem Kundigen, wie Kassner immer wieder betont, eine Fülle von Unterschieden, die durch die jeweilige geographische Lage und historische Struktur der Länder Böhmen und Mähren bedingt sind.

Wichtiger als sie und für die Entwicklung Rilkes und Kassners entscheidender sind freilich die Gegensätze des sozialen Umfeldes: Der eine, Rilke, wächst in einer Familie auf, die, gesellschaftlich abgestiegen, den verlorenen Status zum Schein aufrecht zu erhalten sucht; er wächst auf in einer »engen Miethswohnung«, <sup>32</sup> als Einzelkind einer in Auflösung begriffenen Ehe, unter der Obhut einer nicht geliebten Mutter. Ganz anders Kassner: Er wird als das siebente von zehn Kindern in eine wohlhabende, wohlbehütete Familie hineingeboren, in ein großes Gutshaus, das als »Schloß« das Heimatdorf überragt. Der Vater ist erfolgreicher Unternehmer, Besitzer einer Zuckerfabrik und Pächter ausgedehnter kaiserlicher Domänen. Dort also die Enge der Stadt – hier die Freiheit des offenen Landes und die als »magisch« empfundene Verbundenheit mit der Natur. Dort die Bedrückung der Kindheit – hier ihre als »Glanz« erlebte Unbeschwertheit.

Der junge Kassner tritt nach häuslichem Privatunterricht 1888 in das Gymnasium im benachbarten Nikolsburg ein, bezieht 1892 mit einer soliden, wenn auch keineswegs umfassenden Schulbildung die Universitäten von Wien und Berlin, wo er sich das noch fehlende abendländische Geistesgut durch systematische Lektüren und Theaterbesuche aneignet, und schließt 1896 das Studium mit der Wiener Dissertation über den »Ewigen Juden in der Dichtung« bei Jakob Minor ab. <sup>33</sup> Sodann begibt er sich auf seine großen Reisen nach Nordafrika, nach Indien, Burma und Ceylon, nach Ägypten und Rußland bis an die Grenzen Chinas, und erwirbt so bestimmende Grundlagen seines Weltbildes und dauernde Anregungen für sein Werk, das er, nach einem vergleichs-

weise späten, aber um so einhelliger bewunderten Beginn, mit ungebrochener Schaffenskraft über sechs Jahrzehnte hin kontinuierlich aufbaut.

Rilke hingegen wird nach dem Besuch der Piaristen-Volksschule in Prag fünf als verzweifelt empfundene Jahre lang den Zwängen altösterreichischer Militärschulen unterworfen; er erlebt das, was er später erbittert die »Heimsuchung meiner Kindheit« nennt, als »körperlich und geistig Mißbraucher«. <sup>34</sup> Als er sich endlich aus eigener Kraft von solchen inneren wie äußeren Fesseln befreit, gelingt es ihm, im Anschluß an die »Linzer Episode«, nach dreijährigem privaten Unterricht seine Reifeprüfung glänzend zu bestehen und im Winter 1895/96 in Prag ein Universitätsstudium aufzunehmen, das er im Herbst 1896 in München fortsetzt. Anders als Kassner schließt er seine Studien nie mit einer akademischen Prüfung ab; seine Erziehung verläuft gleichsam in Schüben; seine Bildung bleibt selektiv und, wie Kassner bemerkt, »ohne Klischee«; <sup>35</sup> seine dichterischen Anfänge sind voreilig und unreif; sein Leben ist oft ohne Ruhe, mit wechselnden Zielen, von Krankheiten und inneren »Brüchen« betroffen, gequält von Zeiten kreativer Leere.

In solchen Kindheits- und Jugenderfahrungen liegen Wurzeln der sich unterschiedlich entwickelnden Lebensbahnen, aber auch der gegensätzlichen Haltung zu Religion, Christentum und Kirche oder zum alten Österreich. Während Kassner, hierin Hugo von Hofmannsthal verwandt, sich zeitlebens bewußt als Sohn der Donaumonarchie verstand und das alte Reich in seinen inneren Strukturen zu schildern nicht müde wurde – auch oder gerade dann nicht, als er nach dem Zusammenbruch von 1918 als Grundschicksal des Österreichers die Heimatlosigkeit begreift <sup>36</sup> –, erkannte Rilke in der Flucht aus eben diesem Österreich die einzige Möglichkeit, sein Leben zu bestehen; sah er den einzigen Ausweg in der »Auflehnung und Befreiung« von dem, was er im Rückblick als die »damaligen österreichischen Verhältnisse« <sup>37</sup> bezeichnete: Im Herbst 1896 verläßt er sein Vaterland, in das er später freiwillig nur noch selten und zu kurzen Visiten zurückkehrte. Schon bei der ersten Begegnung im November 1907 ist Kassner aufgefallen, daß Rilke »die Heimat in der Fremde suchte«. <sup>38</sup>

Flucht und Widerstand dieser Art kennt Kassner nicht. Ihm fehlt die Ranküne gegen Österreich ebenso wie gegen die Familie, die Mutter. Seine Auflehnung gilt der Krankheit. Seit dem neunten Lebensmonat durch Poliomyelitis an beiden Beinen gelähmt, stemmt sich das Kind schon mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gegen den Schmerz und das Leiden. Es kämpft unbeobachtet, mit unglaublicher Härte gegen sich selbst, um das körperliche Gebrechen als Lebenshindernis zu besiegen, um es schließlich ganz ignorieren zu können. Rilke hat das klar erkannt. Ja, man darf vermuten, daß die Kunde davon sein Interesse an dem Manne Kassner steigerte, dem offenbar gelungen war, was ihm selber, auf anderer Ebene, zu erreichen verwehrt blieb: »mit seinem Gebrechen fertig zu werden«.<sup>39</sup>

Dieser Kampf hat Kassner entscheidend geprägt. Hier sind – wenn auch nicht allein – Keime gelegt für seinen ungewöhnlich stark entwickelten Willen, für die Strenge seines Denkens, die Unerbittlichkeit seines Anspruchs sich und anderen gegenüber, für die Schärfe seines Urteils sowie für seine »Autorität« und »Überlegenheit«, die in gewissen Momenten, wie Rilke bemerkt, »den Anschein von Überhebung nicht völlig vermeiden kann«.<sup>40</sup> Hier auch mag ein Ursprung jener Eigenschaft liegen, die Rilke bereits anlässlich des ersten Treffens in Wien »ungemein rein und unmittelbar« empfand: »die heitere Ausstrahlung seines Wesens, die *scheint*, die direkt ein Licht ist, eine Helligkeit im Raum«.<sup>41</sup>

Als Rilke und Kassner einander persönlich begegneten, hatten sich ihre geistigen Wege schon über Jahre hin indirekt gekreuzt. Die Berührungen hatten 1899 begonnen, als sich Rilke im März zur Uraufführung von Hofmannsthals Dramen »Die Hochzeit der Sobeide« und »Der Abenteurer und die Sängerin« in Wien aufhielt. Damals gelangt durch einen ungenannten Gewährsmann – die Hinweise deuten auf Richard Schaukal – der Name des Dichters »zum ersten Male deutlich« an Kassners Ohr.<sup>42</sup> Später vermittelte der gemeinsame Freund Arthur Holitscher zwischen den beiden Männern; er brachte 1903/04 Grüße Rilkes aus Rom, nachdem er ihm schon im Jahr zuvor – unter literarhistorischem Gesichtspunkt hochbedeutsam – die Adresse jenes kleinen Hotels »De France« in der rue Toullier 11 im Quartier Latin genannt hatte, wo Kassner während seines ersten Pariser Aufenthalts

gewohnt und später, 1905, seinen literarischen Doppelgänger »Joachim Fortunatus« aus der »Moral der Musik« einquartiert hatte. Hier stieg dann auch Rilke ab, als er am 28. August 1902 zum ersten Male die französische Hauptstadt betrat, und ließ – ebenfalls nach Jahren – seinen Malte Laurids Brigge dort logieren.<sup>43</sup>

Vor der Jahrhundertwende arbeitete Kassner – anders als der um zwei Jahre jüngere, in literarischen Kreisen schon bekannte Rilke – im Anschluß an einen ausgedehnten England-Aufenthalt in der völligen Anonymität des Wiener Vaterhauses an seinem Erstlingswerk. Aus diesem Buch, das Anfang 1900 unter dem abundanten Titel »Die Mystik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde« bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen war, schrieb Rilke zwischen dem 15. und 18. September 1901, mitten unter Skizzen und Entwürfen zum »Stunden-Buch« und zur Erzählung »Der Drachentöter«, aus dem Kapitel »William Morris und Edvard Burne-Jones« eine Stelle ab, die vom Begriff der Stimmung handelt:<sup>44</sup>

»Was bedeutet denn eigentlich Stimmung! Man gebraucht das Wort heute so oft. Ich bin in Stimmung, mag man sagen, wenn ich seelisch an den Dingen um mich herum theilnehme. Doch das ist zu allgemein. Ich habe in mir etwas aufgegeben, einen Gedanken oder sonst eine Voreingenommenheit, die mich von der Sympathie mit den Dingen ausschloß; ich bin vom Augenblicke eingenommen, habe störendes ausgehängt, einen Hang nach einem verlorenen Gestern oder unsicheren Morgen und bin jetzt im Gleichgewichte, in der Harmonie, nur ein Ton im Akkorde. Stimmung ist Austausch, – gegenseitiges Begaben ... Der Platoniker des Alterthums und des Mittelalters, die intellectuellen Menschen überhaupt, Amiel und Browning nennen die Stimmung Enthusiasmus oder Ekstase: sie sind auf ein so Hohes, Überirdisches gestimmt, daß sie in ihm aufgehen wie in einem grossen Brande ... Im gewöhnlichen Leben sind wir schließlich alle, wie Goethe irgendwo sagt, »auf den Effect reduciert« ...«

Und Kassner fährt fort: »[...] wir gucken mit den Ecken und Kanten unseres Willens zu sehr aus dem Ganzen heraus, und die Dinge leben im Schatten unserer Wünsche. In der Stimmung nun

sind sie hell im Lichte unseres eigenen Empfindens, – dieses ist schliesslich auch ihr Leben –, sie sind selbständig – als Träger des Gefühles im 18. Jahrhundert in den Zeiten der ›schönen Seele‹ oder als Träger einer Kunst mit Farben und Linien für die Augen des Ästheten. Sie haben dann Stil, und das Auge des Künstlers ist ihr Spiegel. Stimmung ist schweigende, unausgesprochene Musik in uns selbst oder gelöste und gedeutete Musik auf einem Bilde Whistler's oder die Musik Wagner's.«

Die Tatsache, daß Rilke sich gerade dieser Passage versicherte, hängt nicht nur mit dem damaligen Stadium seiner künstlerischen Entwicklung zusammen, die noch ganz durch die Stimmungslirik seiner Frühzeit geprägt ist; vor allem fand er hier eine bestätigende Nähe zu eigenen – unveröffentlichten – Grundgedanken, die er im Sommer oder Herbst 1898 in den »Notizen zur Melodie der Dinge« niedergelegt hatte, mit einer ausdrücklichen Bemerkung zur ›Stimmung‹ im xxvii. Abschnitt: »Denn das was man ›Stimmung‹ nennt und was ja in neueren Stücken auch teilweise zu seinem Rechte kommt, ist doch nur ein erster unvollkommener Versuch, die Landschaft hinter Menschen, Worten und Winken durchschimmern zu lassen, wird von den Meisten überhaupt nicht bemerkt und kann um seiner leiseren Intimität willen überhaupt nicht von Allen bemerkt werden. [...]«<sup>45</sup>

Ob Rilke – trotz seines wahrscheinlich großen Interesses an den kunstphilosophischen und stilkritischen Erörterungen des Buches sowie an der Art, wie Kassner ein solch weitgefaßtes Thema zu bewältigen verstand – der eigentliche Gegenstand angezogen oder ob er ihm, wie Kassner vermutet, »fern« gelegen habe,<sup>46</sup> ist nicht eindeutig zu bestimmen. Jedenfalls dürfte er – ungeachtet seiner Distanz allem Englischen gegenüber – dem Werk einen bleibenden Hinweis auf englische Dichtung und Malerei des 19. Jahrhunderts verdanken: Hier begegnet er Walter Pater, dessen Renaissance-Buch in deutscher Übersetzung er später bewundernd rezensierte,<sup>47</sup> hier lernt er Robert Browning kennen und stößt wohl zum erstenmal auf die Portugiesischen Sonette der Elizabeth Barrett-Browning, die er 1907 übersetzen wird. Hier auch trifft er, der die Präraffaeliten schon im Florenzer Tagebuch besprochen hatte,<sup>48</sup> eben diese Künstler in ganz neuer Deutung und Darstellung wieder; und der von ihm zuvor nur als

Maler erwähnte Dante Gabriel Rossetti wird ihm als »Dichter unvergeßlicher Sonette« vorgestellt, als welchen er ihn zu Beginn seiner Pater-Rezension aus dem Jahre 1902 apostrophiert.

Im übrigen begegnete Rilke den Arbeiten Kassners vor der ersten persönlichen Zusammenkunft nicht selten mit Distanz.<sup>49</sup> Und so bleiben denn auch gesicherte Spuren früher Lektüren äußerst spärlich. Gelesen hat er die bedeutende Kierkegaard-Studie von 1906<sup>50</sup> sowie die frühe Schrift »Der indische Idealismus« von 1903, die er noch 1912 zu Kassners Bestem zählt;<sup>51</sup> im Winter 1903/04 studierte er in Rom die Übertragung des platonischen Symposions, die ihm Eugen Diederichs »nochmals« am 29. 12. 1903 zugeschickt hatte; im März 1912 wird er wieder aus ihr zitieren und ein Exemplar an Ilse Sadée senden.<sup>52</sup> Wahrscheinlich handelte es sich bei der 1905 erwähnten Platon-Lektüre<sup>53</sup> ebenfalls um eine Übersetzung aus Kassners Feder, und zwar um den im selben Jahr bei Diederichs erschienenen Band der drei dichterischen Dialoge »Ion, Lysis, Charmides«. Auch besaß Rilke Kassners 1904 im Insel-Verlag erschienene Verdeutschung von Gides »Philoktet«. Nicht vergessen sei ferner der Umstand, daß Kassner und Rilke zu Anfang des neuen Jahrhunderts in denselben Journalen, in der »Wiener Rundschau«, der »Zeit« oder der »Neuen Rundschau«, publizierten, so daß sie auch auf diesem Wege einander ins Blickfeld geraten konnten. Kassners andere bis zur ersten Begegnung erschienene Bücher<sup>54</sup> haben, soweit sich sehen läßt, bei Rilke keine unmittelbaren Spuren hinterlassen. Er besaß zwar später alle Werke des Freundes, die zu seinen Lebzeiten gedruckt wurden, doch hat Kassner selbst »nie mit ihm darüber gesprochen, was er von mir damals gelesen, nicht gelesen hätte.«<sup>55</sup>

Kassner seinerseits kannte in diesen frühen Jahren »nicht viel von Rilke, nichts im Zusammenhang.«<sup>56</sup> Und bei dem, was er kannte, dürfte Hugo von Hofmannsthal, mit dem er seit Dezember 1901 regelmäßig in persönlichem und gedanklichem Austausch stand, der eigentliche Vermittler gewesen sein. Ihm jedenfalls hatte Rilke eben jene beiden Gedichtsammlungen zugesandt, die Kassner erwähnt: »Das Buch der Bilder« von 1902 und das 1905 erschienene »Stunden-Buch«:<sup>57</sup> »Das Stundenbuch gab mir wenig [...], ich hielt mehr vom Buch der Bilder«, <sup>58</sup> lautet das ebenso knappe wie kennzeichnende Urteil. Es spiegelt deutlich

die Ambivalenz in der Einschätzung von Rilkes lyrischer Produktion wider, die für Kassner lebenslang gültig blieb und die auch das Verhältnis zu dem Freund spannungsvoll bestimmte: Rilkes »Weltanschauung«, seine Einstellung zu Religion und Glauben, die als falsch und unecht begriffene Mystik des »Stunden-Buchs« – das war ihm bis zur schroffen Ablehnung hin fremd; fremd bis zum Verwerfen der als »unerträglich« und »peinlich« empfundenen Leitbegriffe vom ›Nachbarn Gott‹ oder vom ›werdenden Gott‹.<sup>59</sup>

Was ihm hingegen am »Buch der Bilder« bemerkenswert erschien, hat er selbst in seinem 1927 unmittelbar nach Rilkes Tod konzipierten Dialog »Narciss« zur Sprache gebracht. Dort zitiert er Verse aus dem Gedicht »Zum Einschlafen zu sagen« und nennt die Zeilen »Die Uhren rufen sich schlagend an,/und man sieht der Zeit auf den Grund« »Verse [...] eines noch nicht gereiften Dichters, aber das Bild ist gut. Hier liegt nämlich genau das vor, was ich Verwandlung nenne: ›Und man sieht der Zeit auf den Grund‹. Das Zeitliche ist hier in ein Räumliches transponiert, die Zeit zum Raum geworden, ein Vorgang, der im Rhythmus enthalten sein und jeder echten Verwandlung zugrunde liegen müsse.«<sup>60</sup>

»Den ersten großen, entscheidenden Eindruck« von Rilkes Lyrik erhält Kassner Ende 1905 durch die »Hetärengräber« und »Orpheus. Eurydike. Hermes«.<sup>61</sup> Als er ihnen zwei Jahre später in der Sammlung der »Neuen Gedichte« wiederbegegnet, da hatte kurz zuvor das erste persönliche Treffen mit Rilke stattgefunden.

Rilke hatte, möglicherweise durch Hofmannsthal oder andere Wiener Freunde bestärkt, dazu den ersten Schritt getan. Er hielt sich vom 8. bis 18. November 1907 in Wien auf, um, einer Einladung der Buchhandlung Hugo Heller folgend, am 8. November aus eigenen Werken zu lesen und fünf Tage später seinen Rodin-Vortrag zu halten. Kassner erinnert sich:

»Im Herbst 1907 kam er nach Wien und las hier zum ersten und einzigen Male aus seinen Gedichten vor. Es war trotz des Nasenblutens, wodurch die Vorlesung für eine Weile unterbrochen werden mußte, ein sehr großer Erfolg, wohl der größte, den je ein vorlesender Dichter in Wien gehabt haben dürfte. Sein Zimmer im Hotel Matschakerhof soll am nächsten Tag dem einer Diva ge-

glichen haben. Ich war durch Krankheit verhindert gewesen, der Vorlesung beizuwohnen. Hofmannsthal aber war zugegen, erzählte mir davon. [...] Einige Tage nach der Vorlesung kam Rilke zu mir nach Hietzing (dem 13. Wiener Bezirk), wo ich damals (in der Auhofstraße 1, Pension Schönbrunn) wohnte. Was man unsere Freundschaft nennen mag, geht jedenfalls auf diesen Besuch zurück, zeitlich und auch sonst. Ein schwächtiger Mann trat da ein, knabenhaft schmal um die Schultern, ein wenig nach vorn gebeugt, entgegenkommend, schnellen, leichten Schrittes. Der stille, reine Blick seiner Augen vom blauesten Blau nahm mich gefangen und hielt mich fest, bevor mir noch der große, unförmige, welke, wie gebrauchte Mund mit dem in zwei langen Spitzen von den Mundwinkeln herabreichenden Schnurrbart ins Auge fiel. Ein Arzt mit dem Blick eines Physiognomikers hätte aus diesen Lippen, deren Färbung, an der Haut, an irgend etwas Unbeschreiblichem daran in der Tönung, die Krankheit ablesen können, scheint mir, an der Rilke sterben sollte. Doch kam aus diesem Munde, durch diese Lippen hindurch, eine reiche, volle, tönende Stimme, die nichts Knabenhaftes, Unreifes an sich hatte. Aus dem ganzen Wesen sprach Unbefangenheit ohne die geringsten Spuren oder Reste von Eitelkeit oder Betroffenheit. Es hat mich bald nach den ersten Worten der gegenseitigen Begrüßung berührt, daß er, obwohl Österreicher in allem und jedem, von Wien wie von einer fremden Stadt sprach, darin ihn außer seinem Hotel und den paar Freunden rein nichts anging, daß er Prags, Böhmens mit keinem Wort gedachte. Das Theater, die Oper, die sozusagen der Mittelpunkt Wiens für alle Menschen hier, einheimische und fremde, bildeten, schienen für ihn nicht zu existieren. Alles bedeutete für ihn Rodin, Paris, Rußland natürlich, einige deutsche Orte im Norden, Pfarrer Kneipp, glaube ich, auch schon, und daß er bei ihm mit nackten Sohlen auf dem Erdboden herumzulaufen gelernt und auf solche Weise sich am eigenen Körper eines neuen Sinnes bemächtigt habe. Davon redete er mit Eifer: von diesem neuen Sinn. Mir fiel damals gleich auf, wie er den Körper, die Sinne, »die Bruchstellen«, nie ausließ. Wie wurde nicht alles zu Raum, räumlich bei ihm! Wie wenn es so etwas wie das Ohr gar nicht gäbe!<sup>62</sup>

Bei dieser Zusammenkunft schon scheint sich der ganz beson-

dere Stil der Unterhaltung und des Umgangs miteinander zwanglos ergeben zu haben, der darin lag, »daß der eine erzählte oder beschrieb und der andere zuhörte«; »zu Diskussionen irgendwelcher Art« kam es selten; »Rilke konnte ebenso gespannt zuhören wie sehend erzählen. Sein ganzes Wesen war durchsetzt mit Charme und Hingabe, was sollten da Diskussionen!«<sup>63</sup> Eine unausgesprochene, freie Übereinkunft gegenseitiger Achtung bildete den Grundpfeiler dieser Verbindung, eine, wie Rilke es drei Jahre später formulierte, »sanfte sympathische Art«,<sup>64</sup> die auch einem befreienden Humor Raum läßt. Wir dürfen uns beide Männer nicht ständig in tiefschürfende Gespräche versunken denken; sie haben auch miteinander herzlich gelacht, ja, »geheult vor Lachen«,<sup>65</sup> wobei besonders Rilkes Sinn für Komik zutage trat, der an so manchen Stellen seiner Korrespondenz aufleuchtet.

Im Anschluß an diese Begegnung reiste Rilke nach Norddeutschland. Er hielt sich von Anfang Dezember 1907 bis zum 18. Februar 1908 in Oberneuland bei Bremen auf, dem Wohnsitz seiner Schwiegermutter Johanna Westhoff (1856–1941), in deren Obhut die 1901 geborene Tochter Ruth aufwuchs, seit der Rilkesche Haushalt in Westerwede im September 1902 aufgelöst worden und Rilke nach Paris gezogen war. In Oberneuland sah Rilke der Auslieferung seiner »Neuen Gedichte« entgegen; am 11. Dezember kündigte er seinem Verleger Anton Kippenberg an, er erwarte den Band »für die nächsten Tage; ich werde dann eine Anzahl von Büchern (zumal an die in Wien und sonst auf der Reise gewonnenen und erkannten Freunde) selbst versenden.«<sup>66</sup> Dazu dürfte Kassners Exemplar gehört haben, nachdem Rilke »das erste Exemplar« schon am 15. Dezember an Karl und Elisabeth von der Heydt geschickt hatte.<sup>67</sup>

Der »handsignierte« Band hat heute als verloren zu gelten. Kassners Frau Marianne hatte ihn mit weiteren Werken Rilkes – darunter den »Malte«, das »Requiem«, »Das Marien-Leben« und die Übersetzungen »Der Kentauer«, »Sonette aus dem Portugiesischen«, »Die Liebe der Magdalena« – sowie anderen kostbaren Büchern und Manuskripten im Kriegsjahr 1944 dem Freund Alphons Clemens Kensik zum »Bergen« mitgegeben, »glaubend wie viele, dass Dresden verschont bleiben« werde. Eine Vorsorge, die sich als ganz und gar trügerisch erweisen sollte, da das